

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 61 (1981)
Heft: 5: Max Frisch, "nicht ganz leicht zu feiern"

Rubrik: Max Frisch, "nicht ganz leicht zu feiern"

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Max Frisch – «nicht ganz leicht zu feiern»

Antworten auf eine Umfrage zum 70. Geburtstag des Schriftstellers

Die Feststellung, Max Frischs 70. Geburtstag werde – anders als der 60. Friedrich Dürrenmatts – hierzulande nicht ganz leicht zu feiern sein, steht in einer der Antworten auf unsere Umfrage und trifft nicht nur den unbezweifelbaren Tatbestand, dass sich viele seiner Landsleute schwer tun mit diesem Autor, der Staatsbürgerlichkeit und Heimat zum Thema der Literatur gemacht hat. Es ist darüber hinaus nicht leicht, die richtige, die angemessene Form eines publizistischen Akzents aus gegebenem Anlass zu finden, der Würdigung ohne Schönrednerei erlaubt und der nicht ausweicht ins Fachliterarische. Dass Betroffenheit und Verantwortung in öffentlichen Ämtern und in grossen Unternehmungen eine Urteilstkraft voraussetzen, die sich von derjenigen des freien Schriftstellers unterscheidet, ist nicht von der Hand zu weisen. Er aber nimmt Betroffenheit und Verantwortung auf seine Art wahr, in der Sorge um Zusammenhänge, die ihrerseits wichtig sind. Viel wäre erreicht, wenn diejenigen, die sich über den aufsässigen Frager und Kritiker Max Frisch ärgern, durch den Anstoss, den sie an ihm nehmen, auf die Defizite hingewiesen würden, die er meint. Es ist sein Verdienst, dass er zur Stellungnahme herausfordert. Darum schien es uns falsch, an seinem siebzigsten Geburtstag in der Zeitschrift dazu beizutragen, dass der breite Strom der Sekundärliteratur temporär Hochwasser führe. Weder ein aktuelles Interview (wie anderswo üblich), noch zwei oder drei fachgerechte Aufsätze aus der Feder gelehrter Kenner (wie jederzeit möglich) schienen uns dem besonderen Fall wirklich angemessen. Wir haben darum ältere und jüngere Zeitgenossen nach ihrer ganz persönlichen Erfahrung mit dem Werk Max Frischs befragt. Nach Möglichkeit wollten wir neben Schriftstellern und Kritikern – darunter Mitarbeiter dieser Zeitschrift – auch Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft zu einem offenen Wort einladen. Ursprünglich hatten wir gar die Absicht – in Anlehnung an eine vom Jubilar vor allem im «Tagebuch 1966–1971» gepflegte Form –, einen Fragebogen zu versenden, also etwa: «Was finden Sie positiv, was negativ? Und warum (Stichworte genügen)?» Oder dann: «Max Frisch äussert sich immer auch zu politischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen. Begrüssen Sie, wie er das tut? Und wenn nein, warum nicht?» Aber wir verzichteten dann darauf und fragten einfach: «Wenn Sie auf einer einzigen Seite (oder in wenigen Sätzen, jedenfalls auf knappem Raum) sagen müssten, was Max Frisch Ihnen persön-

lich bedeutet, was Sie seinem Werk verdanken oder inwiefern die Existenz dieses Werks und seines Autors für Sie wichtig geworden sind, was würden Sie dann schreiben?»

Hier sind die Antworten, die auf unsere Umfrage eingegangen sind. Sie unterscheiden sich nach den Akzenten, die sie setzen, und sie unterscheiden sich dem Umfang nach: nicht jeder, der sich äussert, hat sich an unsere Bitte um Kürze strikt gehalten. Aber keiner von ihnen weicht dem aus, was wir wollten. Diese kurzen Texte sind keine Aufsätze, sondern persönliche Bekenntnisse, Glückwunsch und Dank in den meisten Fällen. Dass es vorwiegend Schriftsteller und Kritiker sind, die zu unserer Geburtstagsanthologie für Max Frisch beigetragen haben, nicht aber – mit einer Ausnahme – Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Politik, die wir auch eingeladen haben, wird den Jubilar weniger wundern, als wir es bedauern.

A. K.

DIETER BACHMANN

Der Hase und der Igel

Wie er jetzt, vor diesem Geburtstag, nach Amerika abgehauen ist. «Ich suche mir ein Loft.» Er fange ein neues Leben an, hiess es. Natürlich, das kann niemand, aber er hat es erstaunlich oft getan. Viel Wechsel, viel Bewegung. Manchmal denke ich: Er hatte Glück, er hat sein Talent ganz und gar umsetzen können. Ihm ist das Leben nicht einfach widerfahren, er hat es gestaltet. Er ist mit sich selbst klug umgegangen. – Dann lese ich das «Holozän» und denke: Dort, wo etwas rundum gelingt, ist es nicht geplant, sondern passiert. Das war vielleicht auch beim ersten «Tagebuch» so.

Der Schatten, den er wirft. Man redet, im Ausland, über die junge Schweizer Literatur, und dann heisst es: «Und was macht Max Frisch?» Und im Inland? Dort entwickeln sie den klassischen Vaterhass, Bewunderung gemischt mit Mordgelüsten. Viele sind gern in seinem Schatten. Nach einem Generationsabstand von gut dreissig Jahren reicht es immer noch nicht zur Gleichgültigkeit; es wäre denkbar, dass es eine Schweizer Seniorenliteratur gäbe, zu der gehörte er nicht.

Der Hase und der Igel. Wo einer hinkommt als Zeitgenosse, tönt es: ik bün alhier. Was man sagen möchte, zu dieser Schweiz, was einem ein-

fällt zur Heimat: MF hat es schon gesagt, und zwar besser. Die Irritation, die davon ausgeht, dass er lange schweigt und dann das treffende Wort findet. Impeccable, irgendwie schlackenlos. Wenn er einmal nichts sagt, wie zu den Zürcher «Jugendunruhen», merkt man es. Wenn er etwas schreibt wie den «Wilhelm Tell für die Schule» oder das «Dienstbüchlein», dann ist das nachher so, als ob vorher etwas gefehlt hätte.

Er zwingt zur Bewunderung. Welch grossartige Nüchternheit des Stils! (Der Architekt.) Je älter er wird, desto genauer wird er. «Ich beklage mich nicht. Ich beklage nicht mich.» Sätze, die in den Sprachgebrauch eingehen: «Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen.» Er zwingt zur Bewunderung –

Man müsste es ihm schwerer machen, denke ich. Fragen. Warum hat er seinen ersten Roman, «Antwort aus der Stille», nicht in die Werkausgabe aufgenommen? Warum lässt er es zu, dass man «Biedermann und die Brandstifter» meistens verkehrt herum spielt? Ist «Andorra» wirklich ein Modell? Wie weit unter seinem Ansatz ist die «Vereinigung Freitod» im «Tagebuch II»? War «Montauk» wirklich ein «aufrichtiges Buch» und inwiefern ist die Literarisierung des Privatlebens Ausbeutung der Frau? Wie weit ist das Nachdenken über den Tod getrieben in «Triptychon»?

Fragen. Er hört aber lieber zu. Er saugt an seiner Pfeife und hört zu. Das Jeanshemd mit den Messingknöpfen steht ihm erstaunlich. Als wir uns einmal trennten, hatte er nebst der Zeche noch eine weitere Flasche bezahlt. Wir könnten, hiess das, auch ohne ihn weitertrinken. Das machte verlegen. Er teilt sich ein, er muss weiter. Als wir uns ein andermal trennten, am Bellevue, nachdem er zugehört hatte, rief er mir beim flüchtigen Händedruck zu: «In case of emergency – rufst mich an.» Im Regenmantel, die Pfeife im Mund, mischte er sich unter die Leute; seine kleine Wendigkeit, er suchte wohl seinen Schreibtisch.

HERMANN BURGER

Als ich Max Frischs erstes Tagebuch las

Was kann ein Autor von einem Autor lernen, oder persönlicher, auch unbequemer gefragt: Wie stark ist mein Denken, Schreiben, Sehen, vielleicht sogar Träumen, wie stark ist meine Imagination von meinem Lehrer Max Frisch geprägt nach zwanzigjähriger Beschäftigung mit seinem Werk,

die sich unter anderem in einer Seminararbeit über die Architektur bei Frisch, in einer Studie über die Dramaturgie der Permutation, in einer fünfzehnteiligen Vorlesung und in etlichen Rezensionen niedergeschlagen hat? Als ich in Adolf Muschgs Roman «Baiyun» oder die Freundschaftsgesellschaft» zu jener Stelle kam, an der Samuel Rütter darlegt, weshalb er einen Krimi schreiben möchte, war mir sogleich klar, dass die Begründung «Ein Mord ist die Chance, Überlebende zu ertappen . . . Beim Überleben» nur jenem Autor zugedacht sein kann, der «Mein Name sei Gantenbein» geschrieben hat. Bei Richard Dindos Film «Max Frisch, Journal I–III» ist mir aufgefallen, wie nahtlos sich die mit der Kamera gelesenen Zitate und Motive aus den verschiedensten Werken und Perioden zu einem einheitlichen Lebens-Werk-Text zusammenfügen, ob vom Pfannenstiel oder den Vaterlandsbesitzern, von China oder Berzona die Rede ist.

Bruchlose Übereinstimmung von Welt-Anschauung, Konzeption und Ausdruck – «form follows function», wie Frank Lloyd Wright sagt –: dies frappierte mich am meisten, als ich mit zwanzig Jahren, damals Architekturstudent an der ETH, Max Frischs «Tagebuch 1946–1949» entdeckte. Was man gemeinhin «Stil» nennt, war kein ästhetischer Aufguss (siehe «Zur Lyrik»!), sondern ergab sich in diesem Ideenmagazin, in dieser transparenten Entwurfsrolle zwangsläufig aus der Fülle und Organisation des Erlebten. Die Skizzenhaftigkeit der «Tagebuch»-Prosa war mehrfach legitimiert: in der berufsbedingten Spannung zwischen Zeichentisch und Schreibmaschine – der Broterwerb erlaubte es nicht, Einfälle wie «Der andorranische Jude» sogleich auszuführen –; in der Arbeitsweise des Architekten, der seinem Bleistift so lange freien Lauf lässt, bis sich aus dem Graphitgewirr ein Grundriss, aus dem Funktionsschema eine räumliche Vorstellung herauskristallisiert; in der Situation des vom Krieg Verschonten, der aus der Helvetozentrik ausbricht und sich (Bild des Seismographen) um wache Zeitgenossenschaft bemüht. Das Fragment als «Ruine nach der Zukunft», die Skizze als Ausdruck eines Weltbildes, das sich noch nicht – oder nicht mehr – schliesst, die Angst vor dem «böartigen Eigensinn alles Fertigen», wie es in «Bin oder die Reise nach Peking» heisst, dieser dem «Tagebuch» so eng verwandten Träumerei in Prosa – diese private wie zeitbedingte als auch typisch schweizerische Reduktion auf eine «Notlösung» als Spielart dessen, was man später als «Trümmerliteratur» bezeichnete, beeindruckte und beeinflusste mich in einer Umbruchphase voller Zweifel und Fragezeichen. Dass mein Weg von der Architektur zur Germanistik und von da zur Schriftstellerei führte, mag im Zusammenhang mit Frisch als ironische Pikanterie erscheinen. Wichtig war das «Tagebuch» als Sehschule für meine Existenz, und es gehört seither zu meinem Gepäck.

ERWIN JAECKLE

Unterscheidungen

Ich gehöre aus Achtung zu den bescheidenen Mitarbeitern an Geist und Staat. So war ich denn im Hader mit den vierzig Büchern, die ich – der kargen Freizeit abgerungen – für «Stillere» schrieb, zwanzig Jahre lang *in der Opposition* Parlamentarier. Ich will Max Frisch, neben dem ich gern vor unserem Lehrer Robert Faesi sass und dessen «Blätter aus dem Brotsack» ich im *Atlantis Verlag* betreute, zugestehen, dass er seine verallgemeinerten Nöte mit seinem Namen decken muss (und es bedarf eines grossen Namens, um diesen den Rang zu geben, den Frisch ihnen zumisst); ich habe es in der alltäglichen Arbeit tun müssen und getan. Das trennt uns. Wir sind Kräuter anderer Art, wenn auch der selben Wiese. Ohne Max Frisch liessen sich solche Unterscheidungen weniger eindrücklich treffen.

HANNY FRIES

Maler-Gespräche

Als Leser-Anfängerin durch häufige Zitate aus dem Mund von Ludwig Hohl schon hingeführt zu Max Frisch (in der geduldigen Art, wie man eine noch unerfahrene kleine Katze zu ihrer Nahrung schubst, immer wieder –), hat sich meine Beziehung zu diesem Dichter, mein Bedürfnis, ihn zu lesen und mit ihm zu reden, eigentlich nicht verändert, höchstens intensiviert.

Wenn ich den oft Abwesenden endlich wieder einmal zu sehen die Gelegenheit habe, dann führen wir im Grunde genommen Maler-Gespräche: über die Erfahrungen mit der Wirklichkeit, das Gestalten (oder Umsetzen) derselben, die Träume, und auch die schwierigen und die leichteren Dinge des Lebens so im allgemeinen.

Dann habe ich da natürlich noch das Reservoir der Erinnerungen an die Theaterproben seiner Stücke; ich sitze irgendwo im Dunkeln hinter ihm und zeichne. Sein Profil mit der Pfeife, der Kragen des alten Lumberjack, und oben auf der Bühne die Figuren, die ich mit dem Bleistift verfolge. Andorra, Don Juan oder die Liebe zur Geometrie, Biedermann und die

Brandstifter, Biographie, Triptychon – beim Betrachten der Blätter aus einer Zeitspanne von etwa 20 Jahren fällt mir auf, dass die Personen, Inhalt, Regie und Bühnenbild einen den Duktus des Striches verändernden Einfluss ausüben, verschiedenen Druck auf den Bleistift. Das versetzt mich augenblicklich in jene Proben-Momente, in die spezifische Stimmung jener Tage. Es ist eine andere Seite in der Beziehung zu M.F., die der Gespanntheit in der 7. Parkettreihe des halbleeren Theaters während der Hauptprobe . . .

Im Tagebuch 1966/1971 steht im Fragebogen Seite 322 eine Stelle, die sich mir eingeprägt hat:

«Was halten Sie ferner für unerlässlich, damit Sie eine Beziehung zwischen zwei Personen nicht bloss als Interessen-Gemeinschaft, sondern als Freundschaft empfinden:

a) . . .

b) . . .

c) . . .

d) dass einer den andern in den Zustand der Hoffnung versetzen kann nur schon dadurch, dass er da ist, dass er anruft, dass er schreibt?»

HANS BÄNZIGER

Mit Grösse und einem schmerzlichen Unterton

Die persönlichen Gewinne?

Sicher nicht literarische Befriedigung, wie sie Schöngeistiges oft bietet, und reine Freude. Wollen wir uns aus den Verpflichtungen des Alltags wegstehlen oder uns am Feierabend (wenn es das noch gibt) am Zeitgenössischen vergnügen, finden wir eine Menge Autoren, die uns willkommener sind als Max Frisch. Es geht kaum ein Jahr vorbei ohne kleine Verärgerungen im Zusammenhang mit ihm und seinem Werk. Bald stösst man sich an einer politischen Verallgemeinerung, bald an einem veröffentlichten Bekenntnis privatester Natur. Der Fall liegt ganz anders als dort, wo penetrant intellektuelle Ungezogenheit – wie früher allzu aufdringliche Wohlerzogenheit – ärgert oder langweilt. Von Frisch erwarten wir immer wieder kluge Antworten auf die persönlichsten und allgemeingültigeren Fragen – und werden regelmässig im Stich gelassen. Das ist schon viel.

Ich lernte den Dichter relativ kurz nach dem Krieg kennen, als das

Bedürfnis nach Weite viele der ewig unzufriedenen Schweizer mittleren Alters nicht loslassen wollte. Bald erschien «Stiller». Man fühlte sich verstanden und doch auch wieder übergangen. Da war einer, der, wohl mit Grösse und mit einem schmerzlichen Unterton, unsere kleinen Nöte in einem umfangreichen Roman kunstreich und mit raffinierten Varianten ausbreitete. Ein Problem des hiesigen Bürgertums wurde im Hinblick auf die grosse Welt angepackt, und es ergab sich für manchen Bürger so etwas wie ein Syndrom Unbehagen am Unbehagen eines Bürgers.

Nicht unbedingt angenehm war es später, die anderen Darstellungen der Ehe, der Liebe, der Versündigungen gegen Treu und Glauben, des Alterns in seinen Texten zur Kenntnis zu nehmen. War das ein Mann, der die Ehe zum Beispiel, indem er sie ständig in Frage stellte, fast allzu ernst nahm? Geschah das gleiche mit dem Phänomen des Alterns? Auf Grund des mondän-modischen Stichworts «Selbstverwirklichung»? Wer weiss. Jedenfalls fühlte ich mich stets dann erleichtert, wenn durch Wiederaufnahme antiker Thematik oder anderer Distanzierungsmittel die persönlichen Motive einen weiteren Rahmen erhielten: im «Homo Faber», in «Andorra», in «Holozän». Da fällt das «Ich bin nicht . . .» – inhaltlich oder durch dramaturgische Versachlichung – grundsätzlich dahin. Immer näher gerät man in den Bereich jener Gelassenheit, die Goethe 1822 in einer zahmen Xenie in Verse gefasst hat: «In die Welt hinaus! / Ausser dem Haus / Ist immer das beste Leben; / Wem's besser zu Hause gefällt, / Ist nicht für die Welt – / Mag er leben!»

Die Gewinne für den Lehrer an einem amerikanischen College? Man ist dankbar, sich hier mit einem Dichter beschäftigen zu dürfen, bei dem die Studenten wirklich etwas über unser Land erfahren. Keine Klischees (im positiven oder negativen Sinn), sondern etwa das, wofür man im Deutschen kaum ein Wort findet: «The Contingencies» der Schweiz; die mit den Dingen verquickten verschiedenen Möglichkeiten.

PAUL RUDOLF JOLLES

Zustimmung und Widerspruch

Ende der fünfziger Jahre in Wien. Meine Tätigkeit bei der Internationalen Atomenergie-Organisation. Der Staatsvertrag für die Österreicher noch in jüngster Erinnerung – das unabwendbar Erlittene des Krieges ebenfalls.

Im Burgtheater wird abwechslungsweise Grillparzer, Schnitzler und

Nestroy gespielt. Dann plötzlich ein frischer Wind: «Biedermann und die Brandstifter». Auch Regie und Bühnenbild von einem Schweizer. So habe ich die Geisteshaltung von Max Frisch zum ersten Male kennengelernt. Kunst als Auseinandersetzung mit der Gegenwart, nicht als Zuflucht.

Auch sein neuestes Buch «Der Mensch erscheint im Holozän» handelt von den Zwängen, denen der Mensch seiner eigenen Natur nach ausgesetzt ist. Er könnte sich retten – aber die Bestätigung seiner Entscheidungsfreiheit bleibt ohne praktische Folgen.

Die Zwänge kommen auch aus der Umwelt. Max Frisch deutet die Strukturen der zeitgenössischen Gesellschaft in ihren Auswirkungen auf den modernen Menschen. Seine Sicht ist nüchtern, unromantisch, irgendwie typisch schweizerisch. Seine Dichtung hat mir den Blick für das Beunruhigende geschärft.

Wofür ich Max Frisch besonders dankbar bin: für das Erlebnis der Poesie und der Meisterschaft der dichterischen Sprache; für die Möglichkeit, seine Beschreibung persönlicher Eindrücke mitempfinden zu können; für seine Deutung der Dimension der Kunst im Verhältnis zum Staat: Kunst als Gegenposition zur Macht, die das Bewusstsein der menschlichen Freiheit stärkt, die sich gegen das Koordinatensystem der staatlichen Ordnung stemmt. Kunst ist «subversiv», indem sie, laut Frisch, «die Utopie schafft, dass Menschsein etwas anderes sein könnte».

Wo ich mich durch Max Frisch herausgefordert fühle: durch seine intensive Auseinandersetzung mit dem Phänomen Schweiz, Schweizer und schweizerische Lebensweise. Wer die Schweiz gegenüber dem Ausland zu vertreten hat, weiss, wie wenig schmeichelhaft unser Bild in ausländischen Augen häufig ist. Und wer von uns hat nicht schon die Älpler aus «Wilhelm Tell für die Schule» angetroffen, die ihm den bestgemeinten Gruss nicht abnehmen wollten.

Allerdings, wenn Max Frisch als politischer Schriftsteller sich mit dem schweizerischen Staats- und Wirtschaftssystem auseinandersetzt, schafft er nun seinerseits ein Feindbild, das einseitig ist und die Kräfte des inneren Ausgleichs, des organisch gewachsenen und ernsthaft gewollten Zusammenhaltes übersieht. Man kann diesen Staat sogar lieben, selbst wenn manche seiner Manifestationen ungereimt, kleinlich oder überheblich sind; denn von finsternen Mächten beherrscht ist er nicht.

Max Frisch dankte in seiner umstrittenen Frankfurter Rede für «Zustimmung und Widerspruch als Herausforderung, den eigenen Standort in der Zeitgenossenschaft zu suchen». Es muss daher seinen Intentionen entsprechen, wenn wir gegen sein Bild der Schweiz reagieren.

Nicht erst heute, schon vor 30 Jahren, hat Max Frisch von der geistigen Auswanderung der Jugend und der Notwendigkeit einer zeitgemässen «eid-

genössischen Lebensform» gesprochen, die eine die Gegebenheiten verändernde Idee und eine zukunftsweisende Aufgabe beinhalten würde, «so dass es nicht nur angenehm und bequem ist, Schweizer zu sein, sondern eine Freude . . .». Dieser Aufforderung können wir uns, kann sich aber auch er selber, nicht entziehen.

Lieber Max Frisch, aus den vorgeschlagenen drei Zeilen sind zwei Seiten geworden, weil beim Gedanken an Dich einem so vieles durch den Kopf geht. Mein Horizont wäre enger, wenn uns damals Gottfried Honegger nicht zu einem Gespräch über die Schweiz am offenen Kaminfeuer zusammengeführt hätte, das, wie so manches, nie beendet worden ist, und deshalb bin ich froh, dass ein Geburtstag nicht Abschluss, sondern Schwelle auf einem Weg, der weiterführt, bedeutet. Viel Glück!

BEATRICE VON MATT

Umklammert durch Thematik

Mein erstes Frisch-Erlebnis war nicht «Stiller», sondern «Homo Faber», den ich, ohne zu unterbrechen, durchlas. Wie ein Schneebrett presste mich der Roman zusammen und schob mich den Abhang hinunter. Lesegefühl darnach: Umklammertsein durch Thematik und Szenerien und heftiges Gefühl nach Befreiung von diesem Buch. Seitdem habe ich jedes neue Werk von Max Frisch sofort nach Erscheinen gelesen; die gefangenhaltende Wirkung des Inzestmotivs des «Homo Faber» aber schien mir in allen Texten des Autors zu lauern. Frisch bricht aus sich selber und aus dem von ihm bestimmten Kreis nur scheinbar aus. Autor und aufgrund von dessen suggestiver Kunst – mindestens für die Zeit der Lektüre – der Leser sind da hinein verbannt. Verständlich, aber im letzten aussichtslos mutet dann auch Frischs Gegenbewegung an, das ständige Bedürfnis nach neuen Entscheiden, dieses Suchen nach dem Risiko (ausser merkwürdigerweise in der vorwiegend bewusst normgemässen Sprache), nach einer vorwärts ins Ungewisse prellenden Furcht, wie er sie selber umschreibt: «Wer sich nicht in Gefahr begibt, der kommt drin um.»

Damit soll der mit Kunstverstand und hartem, unerbittlichem Reduktionsvermögen arbeitende Frisch nicht dämonisiert werden, doch verliess mich als Leser das Gefühl, bis zu einem gewissen Grad vereinnahmt zu werden, auch dann nicht, wenn der Autor mir, wie er das stets tat, ein

erweitertes, bewussteres Gespür für unmittelbar Gegenwärtiges gab, ja mich solches gelegentlich erst erkennen liess auf eine Weise, wie mir das ähnlich eine Zeitlang nur noch Peter Handke vermittelte.

Erst das Stück «Triptychon» in seiner serenem, weitgehend abstrahierenden Form und die Erzählung «Der Mensch erscheint im Holozän» in ihrer zeitlichen Weiträumigkeit und ihrer fast resignierenden Bereitschaft, den Helden in Überindividuelles einzuordnen, konnte ich frei lesen, befreit sowohl von einschliessender Suggestion durch den Text, wie auch von dem sonst nach jeder Frisch-Lektüre sich einstellenden Bedürfnis nach Transzendenz in irgendeiner Form. Für mich sind das Anzeichen dafür, dass Max Frisch ein solches über sich und den Leser hinausführendes vertikales Element selber schon in diese jüngsten Arbeiten eingebaut haben muss.

ADOLF MUSCHG

Bürger Frisch

NZZ, 4. März 1981: Ich lese, dass der Nationalrat vom Bericht über einen Herrn Bachmann Kenntnis genommen habe. Zu deutsch: ein Mann, dessen Phantasie im Eidgenössischen Militärdepartement viele Jahre brauchbar, eines Tages aber peinlich gewesen war, wurde fallen gelassen aus Abschied und Traktanden. Die Nachrichten, mit denen er hatte dienen wollen, gerieten ihm unversehens zum Bärendienst an seiner Schweiz. Er hatte sie mit seinen Cloak-and-Dagger-Geschichten zum Land europäischen Lächelns gemacht; am Ende hatte die Welt der Verschwörungen, in der er sich bewegte, für ihn nur noch die Rolle des Mohren übrig, der gehen muss.

Das Ende einer Karriere. Was hat sie mit dem 70. Geburtstag von Max Frisch zu tun?

Zum Beispiel dies: vor elf Jahren war einmal ein Werk dieses Herrn Bachmann erschienen, in einer Auflage, von der selbst Max Frisch nur träumen könnte: dreisprachig, gratis wurde es in alle schweizerischen Haushaltungen verteilt und war in mancher Hinsicht ein Meisterwerk. Denn obwohl der Bund die Kosten und die Eidgenössische Druck- und Materialzentrale den Versand übernahm, genoss Herr Bachmann das Privileg eines privaten Verlags; er genoss auch die Protektion hochgestellter

Militärs und ziviler Professoren. Viele von ihnen hatten dem Werk nicht nur «ihre Unterstützung geliehen», wie das Impressum meldete, sondern auch ihre Mitarbeit. Unter ihnen Dr. h. c. Maurice Zermatten, damals Präsident des Schweizerischen Schriftstellervereins. «Zivilverteidigung» hiess die rostrote Kunde, die Herr Bachmann an sämtliche Mitbürger ergehen liess, um ihnen andere, damals notorische rote Büchlein für immer zu verleiden. Denn «Zivilverteidigung» hatte den Zweck, sie für die Katastrophe sowie gegen innere und äussere Feinde zu rüsten. Und Herr Bachmann, der Gesamtautor, verstand es, auch sachdienliche Informationen so plastisch aufzumachen, dass die Schweiz über Nacht von Feindbildern zu wimmeln begann. erinnert man sich?

«Quiblinger ist beruflich sehr fähig und intelligent. Er hat politisch mehrmals erfolglos kandidiert und ist in der Armee wegen gewisser Unkorrektheiten zur Disposition gestellt worden.»

Prophetische Sätze, damals nicht gemeint in eigener Sache. Mit solchen Farben verstand er die Notlage schon ein wenig herzustellen, gegen die er uns zu schützen versprach. Auf die Intellektuellen empfahl er ein scharfes Auge zu haben, sonst konnte es eines Tages zu spät sein. «Zwei jüngeren Schriftstellern» liess er folgendes widerfahren:

«Sie hatten vor der Besetzung (i. e.: der Schweiz) zu den Avantgardisten gehört und europäischen Ruf genossen. Da sie die Zustände in der Schweiz oft zynisch glossiert hatten, schrieb man ihnen Sympathie zur Ideologie der jetzigen Besatzungsmacht zu.» Zu Unrecht: Bachmann weiss zu berichten, dass sie sich jetzt als Patrioten zu erkennen geben, und lässt sie mit «langjährigen Zuchthausstrafen» dafür büssen, dass sie das Licht seiner Abwehrbereitschaft nicht schon früher gesehen hatten, in Albert Bachmanns unaufhörlich bedrohter, aber freier Schweiz.

Die Schweizer Schriftsteller, unter ihnen Max Frisch, haben dem roten Büchlein diese zweideutige Ehrenrettung damals nicht gedankt. Sie haben sich von Zermattens Schriftstellerverband getrennt; das rote Büchlein wurde, unfreiwillig, zum Gründungsdokument der «Gruppe Olten». Das war 1970.

1981 referiert die NZZ die Schlussbemerkung von Bundesrat Chevallaz, Bachmanns höchstem Vorgesetzten, wie folgt: «Wahrscheinlich hätte man in der Tat das ‚rote Büchlein‘ aufmerksam lesen müssen, bevor man Bachmann beförderte.»

In der Tat. Vielleicht hätten es die Behörden aufmerksam lesen müssen, bevor sie es als Kind ihres Geistes, als eiserne Ration für den Notfall, unter die Leute brachten. Die Schriftsteller *haben* es damals gelesen und ernst genug genommen, um Konsequenzen daraus zu ziehen.

Schadenfreude, Rechthaberei? Nein, ich möchte Max Frisch heute nicht

zum Kopf Herrn Bachmanns gratulieren; das mögen diejenigen tun, die ihm diesen Kopf galoniert haben, als er ihn noch hoch tragen durfte. Die Satire, die in seinem Fall steckt, hat nur die Realität erfinden dürfen; dass ein Schriftsteller sie ihr nachschreibe, braucht kein hoher Bundesrat zu befürchten. Autoren wiederholen sich nicht gern. Es sei anstrengend, böse zu sein, schreibt Brecht in einem Gedicht; es ist auch unlustig, recht zu behalten. Ohnehin würde kein mir bekannter Schweizer Autor den Hohn über Herrn Bachmann so weit treiben wie Herr Chevallaz, sein Vorgesetzter:

«Heute weiss man, dass er (Bachmann) kein James Bond war, und dass er besser daran tut, nun in Irland Schafe zu züchten.»

Für so viel Bonhomie muss man den rechten Humor haben: so einen hat Frisch nie aufgebracht. Herr Bachmann wäre ihm auch als James Bond nicht gut genug gewesen, und er hätte nicht, wie Herr Chevallaz, so leicht vergessen, dass jene Schafweide immerhin dem hohen Bundesrat als grünes Exil zugedacht war, im Ernstfall, für den Herr Bachmann wirkte.

Zwei Schriftstellerprofile. Bachmanns Fall zeigt, wohin die Phantasie gerät, wenn sie sich in den Dienst der Macht stellt. Frisch zeigt, was sie riskiert, wenn sie es nicht tut. Dass sie dann recht behält, heisst natürlich nicht, dass sie recht bekommt. Frischs «Bachmann»-Berichte sind, ohne Namensnennung des Helden, schon 1972 und 1974 erschienen, unter den Titeln «Tagebuch 1966–1971» und «Dienstbüchlein». Sie charakterisieren – oft in einem Nebensatz – das Klima, in dem die Bachmanns aufsteigen und fallen können. Der Dank des Vaterlandes steht noch aus.

Ja, Frischs 70. Geburtstag wird – anders als der 60. Dürrenmatts – hierzulande nicht ganz leicht zu feiern sein. So unbestritten sein Weltruhm, so wenig ist daran, was sich die offizielle Schweiz gutschreiben könnte. Dass der rote Pass nicht genügt, fällt bei ihm stärker auf als bei andern, weil ihm dieses Papier bekanntlich nie gleichgültig war. Er hat nicht nur die Staatsbürgerlichkeit zum Thema gemacht, sondern die Heimat. Er betrachtet diesen Pass als Gutschrift für eine Idee der Schweiz, an der sich die reale Schweiz messen lassen muss. So kommt das Paradox zustande, dass Frischs amerikanische, russische oder deutsche Leser nie auf den Gedanken kämen, er sei kein Patriot; am wenigsten beim «Dienstbüchlein». Dieser Zweifel ist ein schweizerisches Privileg. Und um den Fall noch schwieriger zu machen: Frisch lässt sich treffen von diesem kuriosen Verdacht, kein hinreichender Patriot zu sein; er hat nicht gelernt, ihn zu ignorieren. Bachmann, für dessen Phantasie man bezahlt hat, kann man in Bern entlassen; die unverlangte Phantasie von Max Frisch nicht. Er hält fest an seiner merkwürdigen Empfindlichkeit zugunsten einer Schweiz, die man nicht bloss verteidigen, in der man auch leben kann. Weil er auf die Schweiz als mögliche Heimat

fixiert ist, hört er nicht auf, ihren offiziellen Vertretern – nicht nur ihnen, aber ihnen unerbittlich – Niveau zuzumuten, auch in der Gegnerschaft, im Widerspruch. Und es ist erschreckend, wie leicht er viele von ihnen damit zu Feinden kriegt; wie der offene Widerspruch verstummt und zum schweigenden Ressentiment wird. Man liebt Frisch nicht dafür, dass er sich die Schweiz liebenswürdiger wünscht. Sein Weltruhm wird in der Schweiz nur geduldet, geniesst allenfalls den Respekt des gut zahlenden Gastes. Frisch gilt als sicherer Wert, gewiss, man kauft ihn. Aber die Vorurteile existieren so ungestört weiter, als gäbe es seine Bücher nicht. Dürrenmatts Schockbehandlungen sind vergleichsweise populär geworden; der Weltuntergang richtet sich ja nicht gegen die Schweiz. Aber Frisch rechnet ihr ihre Geschichte nach und macht sie dafür verantwortlich. Ross und Reiter sind bei ihm nicht apokalyptische Grössen, er nennt sie mit Namen, und er nimmt sie beim Wort. Unbehagen im Kleinstaat? Es ist nicht Grösse, was er an der Schweiz vermisst, sondern Format. Das Format hätte eine Antwort darauf. «Lui aussi, c'est la France» – de Gaulles Kommentar zu Sartre, seinem Widersacher. Dass Frisch *auch* die Schweiz ist, steht in Literaturgeschichten; als Schriftsteller mag er ja gross sein; als Mitbürger – soll er lieber ein grosser Schriftsteller bleiben.

Gutmütige nennen ihn empfindlich; sie halten Empfindlichkeit für eine Privatsache. Dass sie ein öffentliches Gut sein könnte, zu dem man nicht ihm, aber der Schweiz gratulieren könnte, ist keine verbreitete Ansicht. Sympathie mit dem Schriftsteller fällt nur so lange leicht, als er in eigener Sache empfindlich ist; sie kostet etwas, wenn er das Bankgeheimnis so persönlich nimmt wie eine Ehegeschichte, den Waffenexport so genau wie einen Sommermorgen – wenn ihn, mit einem Wort, sein Erfolg als Schriftsteller nicht entlastet von seiner Unzufriedenheit als Mitbürger. Und sollte diese Unzufriedenheit begründet, also nicht einfach neurotisch sein – sollte sie also nicht Frisch zulieb, sondern im allgemeinen Interesse ernst genommen werden müssen, so gibt es sehr viel zu tun, bevor es etwas zu feiern gibt. Eine Feier, zu der bis an die Zähne gerüstete Polizisten Wache stehen müssen, wird es zum Beispiel nicht geben.

Feste müssen auch fallen können, wenn sie nicht zu feiern sind. Es war vielleicht etwas beschämend, wie schwer sich das sogenannte Kulturleben der Schweiz seit einigen Jahren mit dem Feiern Frischs getan hat; ganz unehrlich war es nicht. In der Verlegenheit war immerhin der Stachel einer Verpflichtungen spürbar, die man anerkannte, indem man sich gegen sie sperrte – auch wenn man Beleidigung nicht als Kulturmerkmal ausgeben soll. Frischs Arbeit vermittelt auch demjenigen, der *nicht* lesen will, die unbequeme Ahnung, dass ernst zu nehmende Literatur nicht mit «Kulturleben» zu verwechseln ist, ja gerade mit diesem besonders wenig zu tun hat;

dass sie – jedenfalls in der Neuzeit – viel eher einen *Mangel* an wirklicher Kultur anmahnt; an alltäglicher Lebenskunst und spontaner Gemeinsamkeit. Die hohe Kunst, die hohe Literatur ist ein Ausnahmezustand, der nicht *nur* zu loben ist; denn auch im Gelingen, gerade im Gelingen, bestätigt er den Verlust einer humanen *Regel*. Die «Empfindlichkeit» hat sich ein Gefühl für diesen Zusammenhang bewahrt und hält daran fest, auch gegen die besten Gründe ihres Ruhms. So wenig Frisch – um noch einmal «Zivilverteidigung» zu zitieren – die Zustände der Schweiz jemals «zynisch glosiert» hat, so wenig ist er ein «Avantgardist». Die Radikalität seiner Arbeit beruht auf der Anerkennung einer Kultur-Schuld; nicht nur bei sich, aber zuerst bei sich. Seine Kunst *gelingt* in dem Mass, als sie Erinnerung an das *Mögliche* ist: Fiktion als Utopie.

Hierzulande hätten wir's lieber andersherum: Utopie als Fiktion. Verbindlich zu träumen, gilt als unschweizerische Aktivität; aber darf man sich wundern, wenn unruhige Jugendliche – und nicht nur sie – mit dieser Schwundstufe von Realismus nicht mehr leben können? «Man ist nicht realistisch, wenn man keine Idee hat» – die Schweiz, die Frisch meint – Stichwort 1848 – hatte eine Idee; die Stadt, die er in den fünfziger Jahren bauen wollte – statt einer «Landesausstellung» – wäre *nicht* aus jenem Beton gewesen, den heute Parolen der Sprayer bedecken. Es ist anstrengend, recht zu behalten; es ist, für einen Schweizer Schriftsteller, unwahrscheinlich, dass er recht bekommt. Es mag ein Traum gewesen sein, dass die Phantasie an die Macht komme; aber wenn er die Realisten der sechziger Jahre aus ihrem gerechten Schlummer geweckt hätte, brauchten sie heute nicht so schlecht zu schlafen.

Ich stelle mir vor:

In hundert Jahren – wenn die Zivilisation so lange hält, und wenn sie dann noch liest – werden Frischs Werke zu den Quellen der Vergangenheit, unserer Gegenwart, gehören. Man wird ihnen – nicht der «Zivilverteidigung», nicht parlamentarischen Protokollen, keinem Parteiprogramm – entnehmen, wie es auf diesem Fleck der Welt zugegangen, wie es *wirklich* gewesen ist. Was den Zeitgenossen wie Fiktion oder Provokation erschienen sein mag, wird dann einfach ein Dokument sein – sein Kunstcharakter wird es am Leben erhalten haben, während fast alles sonst Geschriebene von Staub bedeckt oder zu Staub geworden ist. Was wüssten wir vom Berlin der Gründerzeit ohne Fontanes Romane? Was wiegt eine Kulturgeschichte des ausgehenden Habsburgerreiches neben dem «Mann ohne Eigenschaften»? Vom alten Zürich der Jahre 1968 oder 1981 wird man nicht viel mehr wissen, als dass es da Unruhen gegeben hat – und den Schlüssel dazu nicht in zeitgenössischen Leitartikeln suchen, sondern, zum Beispiel, im «Stiller», oder im «Graf Oederland».

Diese Vision – so leid es mir für fast alle lebenden und toten Staatsmänner tut – ist realistisch (sofern natürlich *ihr* Realismus uns noch hundert Jahre weiter bringt). Sie werden Frisch nicht mehr an ihrem Weltbild messen; sie werden, wenn überhaupt, an ihm gemessen werden. Dass ihn die Schweiz des 20. Jahrhunderts ihrer Ehren nicht wert befand, wird nur noch eine kuriose Fussnote sein. Über die Tragweite und Beweiskraft des «Privaten», aufgearbeitet in einem Kunstwerk, wird man nicht mehr streiten müssen; man wird in der Möglichkeitsform das *Wirkliche* erkennen, das die Zeitgenossen bewegt hat. Und was heute noch nicht wahr sein darf, wird, als das Bild *unserer* Geschichte, in den Schulen gelehrt.

«Am meisten aber und gewaltig imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der That der einer Schutzgeistes glich: er sorgte, lehrte, warnte, schmolte, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt.» Werden diese Sätze Meyers über Keller einmal auch auf Frisch passen? Wohl auch in hundert Jahren nicht – aber der Abstand, der sie von den Tatsachen trennt, wird dann wohl nicht mehr so leicht zulasten von Frischs Patriotismus gehen – oder was man im alten Zürich *nicht* dafür ansehen wollte. Man wird so frei sein, diesen Patriotismus gerade in der Kritik zu sehen, mit der er seinem Land nahtet, weil es ihm nahe war. Man wird so frei sein, im Konflikt die enttäuschte Liebe zu erkennen, aber auch die Konflikte, in denen sich die Schweiz selbst befand – die zu bestehen sie keine Chance hatte, solange sie sie leugnete und in denen, die sie anmeldeten, zu unterdrücken suchte. Viele, die nicht berühmt waren, sind an dieser braven Unterdrückung kaputtgegangen. Man wird froh sein, dass da jemand war, dessen Kunst ausreichte, die Tatsachen beim Namen zu nennen.

Viele Leser sind schon heute so frei, Frisch für die Erfahrungen, die er in seiner Arbeit als Schriftsteller gesammelt, als Person beglaubigt hat, zu danken. Sie wissen, dass das Private, recht besehen, nicht mehr privat ist; sehr viel weniger privat als die sogenannte öffentliche Meinung. «Es darf keine Privatleute mehr geben!» hatte Gottfried Keller in seiner 48er-Jugend fordern dürfen. Frischs sogenannte Privatheit, bis ans Ende von «Holozän», ist *nicht* die Zurücknahme dieser Forderung nach einer gerechten, offenen, konvivialen Gesellschaft. Viel eher ist es diese Forderung in ihrer Frageform, als Frage an die eigene Person: Lebe ich selbst offen genug, dass mir das Leben mit andern gelingt? Die Frage nach der glaubwürdigen Gesellschaft hat ihren Grund im einzelnen, der sich frag-würdig geworden ist – leicht, gefällig oder grossartig ist sie dann nicht mehr zu beantworten. Die am wenigsten anfechtbare – weil *auch* mit der Anfechtung spielende – Antwort gibt das Werk. Frag-würdig: man kann Frisch nicht schätzen, solange man nicht sehen kann – wie kann man es *nicht* sehen? –, dass für

ihn das Fragen Würde hat; dass das Provokatorische daran auf die Menschenwürde zielt.

In der Kunst kommt es niemals auf die richtigen Antworten an – sonst wäre sie eine (schlechte) Primarschule –, sondern auf die richtigen Fragen. Ihre Richtigkeit ist an ihrer Fruchtbarkeit zu erkennen; daran, dass man ihnen, ohne sich selbst zu betrügen, nicht mit Ideologie oder Vorurteil begegnen kann, nur mit der eigenen Existenz. Wenn sie gestellt sind, sind wir es selbst, die uns ihnen stellen müssen – bei Strafe des Unlebens.

Für mich gehört Frisch zu den wenigen Zeitgenossen, aus deren Arbeit ich Mut zum Leben schöpfe und Lust zum Spielen. Nicht ganz nebenbei gehört er für mich auch zu den «Schutzgeistern» einer Heimat, die ich mir von keinem Vaterland – auch dem eigenen nicht – nehmen lasse; die aber auch *für* dieses Vaterland sprechen, wenn es mir dessen schnelle Verteidiger, die Realisten des Kurzschlusses, verbittern wollen. Bürgerliche Verantwortung – Frisch hat sie wahrgenommen, eher «schmollend» und «warnend» als «väterlich» – damit, und nur so, hat er bei vielen heimatlos gescholtenen Intellektuellen so etwas wie Vaterstelle vertreten können. In seiner Arbeit bleibt der Bürger, der er ist, durchsichtig auf den Citoyen, der zu werden er sich schuldig glaubte. Weil dieser Staat so wenig wie ein anderer ohne Citoyens auskommt? Nein: weil der freie Mensch jenseits jedes Staatszwecks für sich selber steht und spricht. An dieser Freiheit muss sich der Staat messen lassen – das ist auch der Sinn seiner Verfassung – und nicht umgekehrt. Er braucht keine Liebe und soll keine beanspruchen. Aber in der Masse, als er die Bewegung freier Menschen zulässt, verdient er Loyalität.

«Zivilverteidigung»? Dazu gehört, dass das Zivile verteidigt wird. Frisch hat mehr getan. Er hat es verbreitet.

ELSBETH PULVER

Wirklichkeit der Literatur

5. April 1981: Unter den heutigen Jugendlichen seien rund zehn Prozent als potentielle Aussteiger zu betrachten, stellt ein Forschungsbericht des deutschen Familienministeriums fest. Die «Mitenand-Initiative» ist unerwartet massiv abgelehnt worden; unter der Formel «Verdikt des Souveräns» wird sie ad acta gelegt werden. Warum ich darauf so gelassen

reagiere, will meine Tochter wissen (die Frage enthält eine Anklage), warum ich wieder an meinen Schreibtisch gehe, auf dem doch nur Bücher liegen, Bücher und Papier.

Das Papier, das auf meinem Schreibtisch liegt, enthält den Text zum siebzigsten Geburtstag von Max Frisch – ohne literarische Fertigformeln, so meinte ich wenigstens, ohne Pathos, ohne Phrase. Dem Eindruck des heutigen Tages hält er dennoch nicht stand, er wird von der Radikalität der jugendlichen Fragerin buchstäblich vom Tisch geblasen. Es hilft alles nichts: er muss neu geschrieben werden. Aber wie lässt sich erklären, wie lässt sich gegen die Unbedingtheit eines jungen Menschen behaupten, dass das, was an Büchern und Papier auf meinem Schreibtisch liegt, doch keine reine Schreibtischsache zu sein braucht? Wie anders als so rückhaltlos persönlich und subjektiv, wie es auch die anklagende Frage ist?

Es war im Winter 1947, als ich zum erstenmal ein Buch von Max Frisch las: das «Tagebuch mit Marion», den ersten Teil des späteren «Tagebuchs 1947–49». Bewunderung, Begeisterung, Betroffenheit – nein, diese Worte geben nicht wieder, was ich damals empfand, sie sind zu gross und pathetisch; die Wirkung des Buches war leiser, unauffälliger, aber desto nachhaltiger. Es war einfach da, neu und unerwartet, und doch schien mir, ich hätte es schon lange gekannt. Es formulierte, beispielsweise, eine Erfahrung, mit der ich mich allein geglaubt hatte (allein in einer Umgebung, die nach dem Unterbruch des Krieges wieder an alte Werte anknüpfte, als wären diese nie in Frage gestellt worden): die anhaltende, quälende Unruhe über das, was in Deutschland geschehen war: ausserhalb unserer Grenzen, aber nicht ausserhalb unseres Horizontes. Literatur war bisher für mich etwas Vollendetes, Geschlossenes, Entrücktes gewesen; sie betraf und berührte mich – und war doch ihrerseits nicht zu berühren. Dass sie etwas völlig Offenes sein konnte, noch versehen mit den Spuren ihres Ursprungs, dass sie fragen konnte, ohne zu antworten, das erfuhr ich erst, als ich das Buch von Max Frisch las. Was Frisch sagte, damals, über das «Weisse zwischen den Worten», die Rechtmässigkeit des Fragens ohne Antwort und die Notwendigkeit einer fragmentarischen Kunst, das mag, gemessen an der heutigen, ungleich härteren und knapperen Sprache des Autors, poetisch und weich wirken. Die Sätze haben sich mir dennoch eingeprägt beim ersten Lesen als eine Art Programm, das einzige, auf das ich mich festlegen mochte.

Was diese Leseerfahrung denn bewirkt habe in meinem Leben, fragt die Fragerin weiter (sie ist längst zu einer inneren Stimme geworden). Ich hatte damals eben ein Germanistikstudium begonnen, zweifelnd und zögernd, mit wachsendem, immer wieder unterdrücktem Widerstand gegen die noble und durchaus humane Gegenwartsferne der damaligen

philosophischen Fakultät. Das Tagebuch Frischs hat diesen Widerstand nur verstärkt. Ob sich Zweifel und Widerstand, als ich schliesslich mein Studium doch mit einiger Energie anpackte und zu Ende führte, nur hemmend auswirkten oder vielleicht auch als Impuls, als Stachel im Fleisch, das kann ich nicht sagen. Aber wenn ich, gewissermassen ausserhalb der Gänge der Universität, zunehmend Neugier und Aufmerksamkeit entwickelte für Neues und Ungewohntes, das sich in der Literatur und in der gesellschaftlichen Wirklichkeit abzeichnete, so war – das steht fest – die frühe Leseerfahrung mit Frisch daran wesentlich beteiligt.

«Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr; man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen» – so Max Frisch 1965 in einer Rede zur Überfremdung. Der Satz könnte von heute sein – und das heisst: es hat sich nichts geändert; der Satz Frischs hat, zusammen mit vielen anderen Sätzen, nichts geändert; die Wirklichkeit ist, wie sie war. Es steht schlecht um die Sache der Literatur, wenn man sie nach ihrer messbaren Wirkung bewerten will. Aber der Satz, knapp und stachlig wie er ist, lebendig und stark nach anderthalb Jahrzehnten, beweist auch, beweist mir gegen Vernunft und Messbarkeit, die Widerstandskraft der Literatur, ohne die ich nicht leben möchte.

MARCEL REICH-RANICKI

Ein Nachkomme bürgerlicher Schriftsteller

Sie fordern mich auf, in wenigen Sätzen zu sagen, was Max Frisch mir bedeutet und warum die Existenz seines Werkes für mich wichtig ist. Da ich mich im Laufe der Jahre schon oft über Frisch geäussert habe, werden Sie gewiss Verständnis dafür haben, dass ich Ihre Frage diesmal mit einem Selbstzitat beantworte. In einer 1972 in der «Zeit» erschienenen Kritik des «Tagebuch 1966–1971», die auch in meinem Buch «Entgegnung», Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1979, enthalten ist, schrieb ich:

«Frisch ist nicht vom Geschlecht der Aussenseiter, Ruhestörer und Rebellen, der Getriebenen, der Unversöhnlichen und Zerrissenen. Mit den schockierenden Amokläufern der Literatur hat er kaum etwas gemein. Er gehört eher zu den Nachkommen der betont bürgerlichen Schriftsteller, der distanzierten und schmunzelnden Beobachter, der ironischen und meditierenden Zeugen, der urbanen Humoristen und leidenden Skeptiker,

der – um Beispiele auf höchster Ebene zu geben – Keller, Fontane und Thomas Mann.

Ähnlich wie sie ist auch Frisch ein Ankläger wider Willen. Denn er sehnt sich nach der Idylle, und er liebt den Ausgleich. Er, ein profunder Kenner bürgerlicher Schwächen, schämt sich nicht bürgerlicher Tugenden. Wie die Grossen, in deren Nachfolge er gesehen werden sollte, überrascht er immer wieder mit der Ruhe, die seine Unruhe nicht tarnt, sondern zum Vorschein kommen lässt, und die seine Betroffenheit nicht verbirgt, sondern akzentuiert.

Er praktiziert Moral ohne Predigt und Zeitkritik ohne Propaganda. Er demonstriert Engagiertheit ohne Gereiztheit und Protest ohne Hysterie. So wurde er zum Klassiker unter den schreibenden Zeitgenossen deutscher Sprache.»

J. R. VON SALIS

Eine Stimme in unserer Zeit

In Dindos Film über Max Frisch gibt es Sequenzen aus New York, alltägliche Strassenszenen, den Blick aus einem Hotelfenster, ein schlichtes italienisches Restaurant, die als Zeugen der bevorzugten Lebensatmosphäre des Autors der Tagebücher und des Romans «Montauk» auf der Leinwand erscheinen. Der Strand von Montauk mit der langen Holztreppe und dem altmodischen Gasthaus, das Farbenspiel auf dem bewegten Meer, das rotblonde Mädchen, das über den Sandstrand schreitet und mit seltsamen Armbewegungen die Treppe emporsteigt, sind haftende Eindrücke aus diesem sensiblen Film. Andere Sequenzen: Bertolt Brecht mit dem jungen Erbauer einer Badeanstalt in Zürich, Römische Veduten, Frisch als Versammlungsredner, sein Haus in Berzona, Berlin auch, die Ankunft Helmut Schmidts, den Frisch begleitete, auf der Landebahn in Peking: es sind, samt den postkartenartigen Ansichten einer Brücke über die Limmat in Frischs Vaterstadt, eindruckliche Episoden in dieser gültigen Schau auf das Leben desjenigen, dessen Rede über die Heimat uns vom Tonfilm in Erinnerung gerufen wird.

Die tiefsitzende Leidenschaft für das eigene Ich, die jeden schaffenden Künstler beseelt, wird in diesem vortrefflichen Streifen sichtbar gemacht, so wie sie in Frischs Œuvre gegenwärtig ist. Im dunklen Studio, während

der Film lief, fragte ich mich, wie, kurz gefasst, mein Eindruck von diesem Künstler-Ich sei. Ohne Zögern: der einer gewissen Melancholie und einer verhaltenen Zartheit. Insgesamt: von Poesie. Was vorherrscht, ist Max Frisch der Dichter; ist eine sehr reine Prosa, Romane, Tagebücher, Bühnenstücke als Produkte der Dichtkunst. Frisch schuf unvergessliche Menschengestalten und Landschaftsschilderungen. Primär ist seine Fabulierlust und Erzählfreudigkeit. Mit ihrem Reichtum an Einfällen, Geschichten und Handlungen bilden sie das genuine Element von Max Frischs literarischen und dramatischen Hervorbringungen. Die Motive seiner Werke zeugen von eindringender Menschenkenntnis, von Lebensfreude und Lebenstrauer; von Klage und Bejahung, von Liebe und Überdruß. Weil das Identitätsproblem Frisch nachhaltig beschäftigt hat, meinten Klugredner, ihm fehle das Bewusstsein der eigenen Identität. Ich glaube, dass nur einer, der seinen Individuationsprozess durchlebt und zu Ende gedacht hat, imstande ist, über das Identitätsproblem Bescheid zu wissen. Wie an jeden Ruhm, heften sich auch an Frischs Schriftstellerruhm Missverständnisse.

Max Frisch hat Ahnen. Büchner, wohl auch Strindberg (dieser, vielleicht zufällig, ist erkennbar im «Stiller» und in bestimmten Lebenshaltungen). Er hat einen Mentor: Bert Brecht. Und doch, das Tagebuch verrät es, hinterliess die letzte Begegnung in Berlin dem Jüngeren einen etwas distanzierten Eindruck. Denn hörig war Frisch keinem. Verwandtschaften, auch mit Camus und Sartre, ja, Abhängigkeiten, kaum. Dazu ist er zu frei, zu kritisch. Seine Kritik an der Gesellschaft liess ihn zum Refraktär der bürgerlichen Gesellschaft werden. Was einst Strindberg in ähnlichen Verhältnissen in Konflikt mit der schwedischen Gesellschaft gebracht hat, brachte Frisch in Konflikt mit der schweizerischen Gesellschaft. Aber beide kamen von der Heimat nicht los, am wenigsten, wenn sie mit ihr im Streit lagen, wenn sie aus Protest ins freiwillige Exil gingen.

Karl Schmid ist in seiner klugen Analyse von Frischs Miss-Verhältnis zur Schweiz ein Irrtum unterlaufen: er umging ihn mit dem missverständlichen Rahmen des «Unbehagens im Kleinstaat». Nicht weil die Schweiz klein ist, formulierte Frisch seine Aussetzungen. Er bewundert keinen Staat wegen seiner materiellen Grösse und Macht. Im allgegenwärtigen Konflikt zwischen West und Ost mahnte Frisch, man möge ob der Verurteilung arger Zustände im Osten nicht übersehen, dass auch im Westen nicht alles gut und in Ordnung sei. Liebedienerisch war Frisch nie und keinem gegenüber. Zweifellos gibt es ein Problem der Grösse, Ramuz hat es in dem bekannten Titel «Besoin de grandeur» zusammengefasst. Aber beide, der Waadtländer und der Zürcher, meinen eine andere Grösse: eine innermenschliche, eine geistige, eine moralische Grösse. Frisch kämpft für jede

Art von Freiheit; Raymond Aron hat einmal bemerkt, im Osten sehne man sich nach Freiheit, im Westen ermögliche es die vorhandene Freiheit nicht, die Gesellschaft zu verändern.

Max Frisch ist nicht Politiker. Seine Erkenntnisse beruhen nicht immer auf genügend gesicherten Kenntnissen – was die polemische Gebärde erleichtert. Peter Bichsel hat in einem Interview mit Recht hervorgehoben, dass Frisch zeitlebens um das Schweizerische bemüht war. Diese Beschäftigung hätte ihn nicht so viel Mühe gekostet, wenn er sich nicht so stark davon betroffen gefühlt hätte. Ist die Schweiz ein Gegenstand der Literatur, fragte er? Können Probleme der Politik zur literarischen Gestaltung anregen? Ich habe – und an seinem 70. Geburtstag bekenne ich es gern – mit Max Frisch nie wegen seiner politischen Stellungnahmen gehadert. Er war im Lauf eines Lebens, das er sich schwer machte, eine Stimme in unserer Zeit. Dichter verlangen oft von den Menschen, von der Gesellschaft, vom Vaterland viel – nicht selten Unerfüllbares. Aber sie sind manchmal ihrer Zeit voraus. Ihre Funktion in der Gesellschaft ist nicht die eines Spezialisten, sondern eines Seismographen. Was ich selbst mit Frisch nicht teile, ist sein Glaube an den «Mut zur Utopie». Er hatte vollkommen recht, als er einen kurzen Text aus dem Jahre 1960 betitelte: «Die Schweiz ist ein Land ohne Utopie». Dort heisst es – und zur Feier seines Geburtstages soll er am Schluss dieses freundschaftlichen Grusses das letzte Wort haben:

«Sowohl Dürrenmatts ‚Besuch der alten Dame‘ wie mein ‚Biedermann und die Brandstifter‘ hätten nicht entstehen können ohne das kompakte Gegenüber eines noch weitgehend intakten Bürgertums. Die schweizerische Situation hat also auch ihre positiven Seiten, gewiss – wenn man sie aushält und sich immer wieder von ihr distanziert.»

HEINZ F. SCHAFROTH

Das Schwierige oder *Ce qui me brûle*

Im «Tagebuch 1966–1971»: die Geschichte vom Goldschmied, der in der Bodega sitzt.

Ich setze sie nicht als bekannt voraus. Und nacherzählen kann ich sie nicht, da Frisch sie nicht vorerzählt hat. Erzählen ist zielgerichtet. Frisch schreibt ziellos. Seine Geschichte ist bestenfalls eine vorenthaltene, ist ein Bericht

zur Lage – und die ist schon viel zu lange so wie sie ist und wird es noch zu lange sein, als dass es etwas zu erzählen gäbe. Das Erzählbare liegt weit zurück in der Vergangenheit.

So weit, dass es dort immer auch meine Geschichte sein könnte. Meine und die anderer. Aber meine geht mich an; und damit auch das, was bei Frisch nicht mehr Geschichte ist und folgendermassen endet: «Wie er in der Bodega sitzt (der Eisenofen ist noch immer da, nur die Kellner haben gewechselt) und wie er den Fleischkäse aus einem knisternden Papier packt, dann kaut – seine Frau ist gestorben, der Laden verkauft, er wohnt in einem Altersheim.»

Es vergeht Zeit («die Kellner haben gewechselt»), und es vergeht keine Zeit («der Eisenofen ist geblieben»), auch ohne dass man weiss, dass der Goldschmied in den beiden Texten, die von ihm handeln, immer schon so sass und Fleischkäse kaute (es ist keine Zeit vergangen), nur dass jetzt seine Frau gestorben ist (vorher war immer von seinen Selbstmordplänen die Rede) und der Laden verkauft, er selber im Altersheim wohnt (es ist eine ganze Menge Zeit vergangen).

Die wie-Sätze hängen im Leeren. Ich stelle ihnen: «Zu erzählen wäre...» voran – und merke, wie falsch es ist. Es gibt nichts zu erzählen; was da gesagt wird, gibt nichts her für eine Geschichte (es sei denn eben für die meine, aber die ist nicht Frischs Sache, liegt nicht in seiner Absicht), es ist auserzählt, ausgesprochen, ausgelebt. (Im «Triptychon» erbringt Frisch den letzten Nachweis dafür, sein alter Goldschmied, käme er in dem Stück vor, würde immer noch so dasitzen, Fleischkäse auspacken, ihn kauen.) Nebenbei bemerkt: daran ist nichts Trauriges; aber herausfordernd radikal ist es.

Genau von diesen Schlusssätzen der Goldschmied-Texte an begann ich Frisch anders zu lesen.

Zuvor: eine, gelegentliche Abtrünnigkeit einbezogen, unproblematische Beziehung zum Autor Frisch. Interesse, Respekt; und noch und noch Nutzen gezogen: aus dem, was er schrieb, ebenso aus seiner Zeitgenossenschaft. (Wie wach und unbestechlich er sie lebt.) Auf all das brauche ich nicht zu reden zu kommen, es hat sich ohnehin nichts geändert daran.

Was dazugekommen ist, mit dem «Tagebuch», dann «Montauk», dem «Triptychon», bis und vor allem mit «Der Mensch erscheint im Holozän», ist jener Frisch, der mich mit meiner Geschichte konfrontiert und den radikalstmöglichen Wendungen darin; ist ein literarisches Werk, das mit der darin immer weiter vorangetriebenen Dramaturgie des Schweigens mich in ein nicht abbrechendes Gespräch zieht; ist: das Schwierige oder *Ce qui me brûle*, was mich brennt, mir heiss macht, was mich angeht, weil es das ist, was ich nicht weiss.

Die vierundzwanzigste von Günter Eichs «Formeln»: «Was ich weiss, geht mich nichts an».

AUREL SCHMIDT

Über die Luft zum Atmen

Das politische Leben in der Schweiz besteht aus einer Praxis des Einverständnisses, des Konsenses, des Kompromisses, die erstickend und lähmend ist. Um möglichst viele Menschen in den Konsens einzubeziehen, ist es aber unumgänglich, sich jeweils auf dem kleinsten, überhaupt noch in Frage kommenden Nenner zu einigen. So werden dann die Selbstverständlichkeiten Mode und als überragende Ereignisse gefeiert. Die Folge davon: In der Schweiz zirkulieren nur wenige Ideen. Eigentlich kommt das Land glänzend ohne irgendwelche Ideen aus. Landesverteidigung, Privatwirtschaft, Freiheit, Exportrisikogarantie, das Nein zum Kollektivismus: Begriffe, die zwar von allen verwendet werden, aber nichts bedeuten. Oder niemand kann sagen, was sie bedeuten. Natürlich ist das bequem. Man kann dann Privatwirtschaft sagen und Profit meinen. Man kann Freiheit sagen und seine eigene Freiheit meinen, aber nicht die der anderen, weil die doch nur Missbrauch damit treiben würden. Jede Diskussion wird so zu einem Herauspräparieren von Nuancen, und man bleibt schön unter sich. Neue, das heisst von aussen kommende, also vom Konsens abweichende, kritische Ideen finden in der Schweiz nur schwer Zugang; eigentlich überhaupt keinen. Neue Ideen sind verpönt, verdächtig. Sie stören bloss. Wer in diesem Land Ideen hat, der zieht es vor, auszuziehen. Die Erstickung macht sich andererseits darin bemerkbar, dass die Schriftsteller, sie vor allem, weil sie auf Zeit und Umwelt sensibel reagieren, beinahe geschlossen als geistige Opposition auftreten.

Auch Max Frisch. Er vielleicht am deutlichsten. Ich habe kürzlich noch einmal den «Stiller» gelesen und die Sätze darin über das Gerede über die Freiheit in der Schweiz und die Angst, die sich in Wirklichkeit hinter diesen Freiheitsreden verbirgt. Das Buch ist 1954 erschienen: sagenhaft! Es war ein Aufbruch, der Anfang eines neuen Kapitels der Schweizer Literatur.

Oder ich denke an Frischs Rede aus dem Jahr 1974, als er den Grossen Schillerpreis erhielt. Frisch sprach damals über den Begriff der Heimat, und er meinte nicht die Schweiz als Idylle, die selbstgerechte Schweiz, sondern die politische Schweiz, die ihren hohen Grundsätzen laufend widerspricht.

Max Frisch hat immer wieder darauf aufmerksam gemacht, deutlich, unüberhörbar. Das trug ihm zwar immer wieder Anfeindungen ein (kein öffentliches Wort von ihm, das nicht sofort eine Flut heftiger Reaktionen ausgelöst hätte), aber er hat auf diese Weise immer wieder den Konsens durchbrochen und erreicht, dass in der Schweiz auch Auseinandersetzungen stattfanden (das Gespräch am Fernsehen mit Bundesrat Kurt Furgler), dass Ideen in Umlauf kamen, dass über Dinge gesprochen wurde, die über den engen Tagespragmatismus hinausgingen.

Die Schweiz ist dadurch ein bisschen offener geworden.

GERDA ZELTNER

Leben im Konjunktiv

Nein. Auf einer Seite lässt es sich nicht sagen. Es sei denn, ich streiche alles weg, den Dramatiker, den politischen Streiter, den Tagebuchschreiber, und behalte nur eines, das mir etwas Besonderes bedeutet und dem wohl auch die Literatur – zumindest der Schweiz – die meisten Impulse verdankt: «Gantenbein». Zwar nicht einfach «Gantenbein», nein, *der* «Gantenbein», dem ein «Stiller» vorangegangen war: die Geschichte eines Mannes, der dem Bild, das die Umwelt sich von ihm macht, beharrlich entgegenhält «Ich bin nicht Stiller». Ein grossartiger und zugleich tief in des Autors Welt verwurzelter Einfall. Was aber lief schief, dass er am Ende doch bloss resigniert auf seinem Namen hocken blieb? Viele Antworten legt das Buch uns nahe; vor allem aber zeigt es genau und differenziert, dass mit der Litanei von «ich bin» und «ich bin nicht» keiner aus der Welt der Bildnisse herausgelangt. Und ferner, ebenso existentiell: wenn ein Autor in so gesetzeskonformer Art erzählt, und also das *Bild*, das wir uns von der Gattung «Roman» machen, so genau *bestätigt*, wie sollte da die Botschaft vom Verweigern des Bildnisses, die ja auch eine *anarchische* Botschaft ist, wahr werden können?

Und hernach: «Mein Name sei Gantenbein»: Ein Titel, der eine Literatur versprach, die anderswo beginnt, dort, wo die *Ichverbissenheit* eines Stiller überwunden wäre. Aufgekündigt waren denn auch die Erzählkonventionen. Statt Chronologie die Sequenzen, aufgereiht an dem hypothetischen «Ich stelle mir vor:». Und indem nun nicht mehr das eine aus

dem anderen erfolgend sich zuträgt, ergibt sich wie von selber das, was immer eine Sehnsucht dieses Autors ist: auch das Geschehende ist befreit aus dem so und nicht anders verlaufenden Schicksal, den so und nicht anders verlaufenden Bildnislinien. Und damit kam auf einmal das Lächeln in die Sätze; in diese Sätze, die mit ihren närrischen Perspektivenwechseln laufend belegen, dass hier einer spricht, der vom eigenen Ich und dessen Selbstmitleid abzusehen gelernt hat.

Was also? Von «Stiller» zu «Gantenbein» – *den beiden Extremen seines Schaffens* und wohl auch seines Wesens – offenbart sich Frisch als ein so hervorragend sensibler Schreiber, dass sich mit jeder Spur Grammatik auch eine Spur Leben verändert. Sein Sagen im Konjunktiv dichtet auch ein Leben im Konjunktiv; in dem Modus, der in allen Sprachlehrbüchern erst *an zweiter Stelle* steht.

Je hartnäckiger die heutige Literatur sich vor einer dunkel verschlossenen Zukunft nach rückwärts wendet, um über Väter und Grossväter Gericht zu halten, um so mehr wird mir «Gantenbein» zum unersetzbaren Freund. Seine Aufforderung zu einem Dasein, das sich nicht selbst im Wege steht, das die eigene Person an die zweite Stelle setzt, um die erste offen zu lassen: für das Unerwartete, das Nicht-Normierte, das «ich stelle mir vor»:, die Potentiale der Phantasie. Vor allem aber: für den Entwurf, der tapfer genug ist, auch in die Zukunft zu denken. Leben im Konjunktiv – eine Utopie? gewiss; wer aber hat sich denn so vielstimmig für die Legitimität, ja für die Notwendigkeit der Utopie eingesetzt, wie Max Frisch?